

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

d

Lukas Hartmann

Ein passender Mieter

ROMAN

Diogenes

Umschlagmotiv:
Foto von Philipp Keel
›Winter, 2011‹
© Philipp Keel

*Dieser Roman ist zum Teil von Ereignissen
inspiriert, die fünfzehn Jahre zurückliegen.
Aber die Handlung nimmt einen anderen Verlauf
als in der Realität, und die Personen sind
samt und sonders erfunden.*

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2016
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
100/16/44/1
ISBN 978 3 257 06967 9

Margret

Ein Abschied

Nun zog Sebastian also doch aus. Es war ein stürmischer Tag, früher Herbst, die Birken vor dem Haus bogen sich unter den Windstößen, Blätter wirbelten herum und fleckten den nassen Rasen. Sebastian hatte zwei Freunde aufgeboten, einen Lieferwagen gemietet. Sie trugen Möbel, Schachteln, Kleidersäcke vom Anbau durch den Garten und füllten den Laderaum des Autos. Es war mehr, als Margret gedacht hatte. Wie viel sich doch im Lauf von vier Jahren angehäuft hatte! So lange erst gab es ihn, den kleinen Anbau, doch der Sohn, für den er bestimmt gewesen war, verließ ihn nun. »Hast du denn gedacht, Sebastian bleibe ewig hier?«, hatte Gerhard am Morgen gesagt, als er ihre Tränen bemerkte. Pünktlich um sieben ging er weg. Es wäre ihm nicht eingefallen, sich Sebastians wegen im Institutsbüro zu verspäten; immerhin hatte es am Vorabend ein Abschiedsessen zu dritt gegeben. Man werde sich schon nicht aus den Augen verlieren, hatte Gerhard gesagt. Die zwei Männer prosteten sich am Esstisch verlegen zu, für einen Moment schienen sie ihre Konflikte vergessen zu haben. Später, beim Grappa, fragte Gerhard ein weiteres Mal, warum Sebastian jetzt nach bloß drei Semestern die Medizin aufgebe, und was er überhaupt in der Theologie suche. Und Sebastian entgegnete, er nehme sich eben die Zeit heraus-

zufinden, was er wirklich wolle. »Gewiss«, sagte Gerhard, »das klappt bestens, solange dein Lebensunterhalt garantiert ist.« Sebastian schaute sein leeres Glas an, dann stand er auf: »Ich habe noch nicht alles eingepackt, sorry.« Schon war er weg, drüben, in seinem Refugium, und ließ die Eltern in einem aufgeladenen Schweigen zurück.

Sebastian verdiene ja eigenes Geld, hätte Margret gerne entgegnet, er habe doch einen Nebenjob beim Sozialarchiv. Aber sie wollte keinen Streit und zog es vor zu schweigen.

Jetzt stand sie auf der Schwelle der Terrassentür, schaute den jungen Männern zu, die mit ihren Lasten über den Plattenweg gingen, und kam sich nutzlos vor.

»Ach nein, Mama«, sagte Sebastian, als sie ihre Hilfe anbot, »das schaffen wir schon allein. Entspann dich, ja?«

Dieses fragende und leicht gedehnte Ja kannte sie von beiden, vom Vater und vom Sohn. Sie rieb sich die kalten Hände. Sebastian war der magerste der drei Jungen, der schwächste; er mühte sich mit einer schweren Bücherkiste ab, die ihm beinahe aus den Händen glitt. Es hatte zu nieseln begonnen, seine Haare waren feucht. Margret hatte den Impuls, ihm die Regenjacke aus der Garderobe zu bringen, ließ es aber bleiben; vielleicht hatte er sie ja schon eingepackt. Der Gedrungene, der Sebastian auf den Fersen folgte, begnügte sich mit zwei übereinandergestapelten Wiener Stühlen, er nickte Margret freundlich zu.

»Soll ich euch einen Tee machen«, fragte sie den Sohn beim nächsten Vorübergehen, »oder einen Cappuccino?« Sie verschwieg, dass sie am frühen Morgen in der Bäckerei gewesen war, um frische Croissants und Schokoladenstengel zu kaufen; es sollte eine Überraschung sein.

Sebastian, der jetzt ein in Zeitungspapier eingeschlagenes Bild trug, blieb einen Moment stehen. »Lieber nicht, Mama«, sagte er, »wir wollen bei diesem Wetter so schnell wie möglich vorankommen.«

Es gelang ihr nur halb, ihre Enttäuschung zu verbergen. »Ich dachte bloß, etwas Warmes ...« Sie stockte, deutete aufs Bild, das Sebastian neben sich abgestellt hatte. »Das ist der Escher, nicht wahr?«

Er lächelte und zwinkerte dazu, dann strich er sich eine feuchte Strähne aus der Stirn. »Ja, der kommt mit.«

Es war die berühmte schwarzweiße Lithographie mit den vielen Treppen, die gar nicht zueinander passen, teils in die Quere und in die Leere führen, teils auf zwei Seiten betretbar scheinen, so dass die Leute, vom Betrachter aus gesehen, aufrecht oder kopfunter gehen. Eine verwirrende, schwindelerregende Welt. Margret mochte das Bild nicht, hatte aber wissen wollen, was Sebastian daran anzog, und er hatte sich die Zeit genommen, ihr zu erklären, dass es um unterschiedliche Perspektiven gehe, die Escher ineinandergeschachtelt habe, was den Betrachter dazu zwingt, immer wieder seinen Standpunkt zu wechseln. Auch danach war ihr das Bild fremd geblieben, abweisend.

Der Sohn ging weiter, mit leicht schleppenden Schritten, als ob ihm die Schuhe – knöchelhohe Turnschuhe mit orangefarbenen Streifen – zu schwer wären.

Schnell war alles aufgeladen, was er mitnehmen wollte. Er verabschiedete sich draußen vor dem Kleinbus. Eine kurze Umarmung, zwei angedeutete Wangenküsse. Margrets breitkrepiger Regenhut behinderte die Annäherung.

Der Gedrungene saß am Steuer, Sebastian auf dem Beifahrersitz, der Dritte hinten, im Laderaum, eingezwängt zwischen Bett und Schachteln. Wenn sie genau hinschaute, war es nun doch nicht so viel. Sebastian kurbelte, bei laufendem Motor, die Scheibe herunter. Sie sah, dass er nicht angegurtet war.

»Wiedersehen, Mama«, sagte er. »Sobald ich eingerichtet bin, lade ich euch ein.«

Sie nickte, hob die Hand zum Winken, als der Wagen anfuhr. Dann rief sie noch: »Die Sicherheitsgurte, denk daran!«, und bereute ihre Ermahnung im gleichen Augenblick. Eigentlich hatte sie erwartet, dass sie nun, nachdem der Kleinbus verschwunden war, weinen würde; aber die Augen blieben trocken, sie brannten bloß, und es brauchte keinen Blick in den Spiegel, um zu wissen, dass sie gerötet waren. Sie blieb eine Weile stehen und nahm den Regenhut ab, so spürte sie doch etwas Nässe auf der Haut. Wohin er fuhr, der Sohn, war ihr nicht klar, ein Zimmer in einer kleinen Wohngemeinschaft am anderen Ende der Stadt hatte er gemietet, fast dreißig Quadratmeter in einem Altbau, Parkettboden, Gasheizung und Gasherd, so viel hatte sie ihm doch entlockt, zwei gleichaltrige Mitbewohner, Kunstgeschichte und Jus, das klang ja ganz gut. »Margret!« Im ersten Stock des Hauses auf der anderen Straßenseite hatte sich ein Fenster geöffnet, Angelika, die Nachbarin, schaute heraus, Angelika, das Urbild der schönen reifen Frau, durchtrainierte Tanzlehrerin mit eigenem Studio, Mutter zweier erwachsener Kinder, die ohne Umwege ihrem Master entgegenstrebten, Hundehalterin, dazu die schönsten Dahlien weit und breit.

»Ich hab's zufällig gesehen. Er fährt jetzt in sein eigenes Leben, dein Sohn.«

»Es wurde ja auch Zeit«, sagte Margret.

»Wie alt ist er denn schon wieder?«

»Zweiundzwanzig, knapp.« Und darauf, dachte Margret, würde die Nachbarin gleich erwidern: Wie doch die Zeit vergeht. Aber sie sagte: »Da war Fred schon lange weg. Wir Eltern müssen ihnen manchmal eben Beine machen.«

»Nun ja«, wehrte Margret ab. »Eigentlich habe ich ja genug zu tun.«

Der Labrador bellte, Angelika verschwand vom Fenster und wies ihn schroff zurecht; das Bellen ging in ein Winseln über.

»Ich muss, tschüss«, rief Margret hinüber, ins dunkle Viereck hinein, in dem sich niemand mehr zeigte; sie merkte, dass sie ihren Regenhut zusammengeknüllt hatte, glättete ihn und setzte ihn wieder auf; nun waren auch ihre Hände nass. Sie ging die paar Schritte zur Haustür, die offen stand, streifte die Überschuhe im Flur ab, ließ sie achtlos liegen. Es zog sie hinüber in den Anbau, ins Studio, wie Gerhard sagte. Die doppelte Verbindungstür zwischen ihm und ihrem Wohnraum war nun nicht mehr verschlossen. Sie hatten bei der Planung damals darauf geachtet, dass es möglich war, den Anbau direkt, vom Haus aus, zu betreten, aber auch vom Garten her durch einen eigenen Eingang. Nach anderthalb Jahren hatte Sebastian darauf bestanden, die Verbindungstür abzuschließen, eher: abzusperren. Das war vorgesehen gewesen für den Fall, dass irgendwann ein Mieter das Studio bewohnen würde, aber nicht bei einem Familienmitglied.

Sie klopfte doch an, hatte Margret entgegnet. Er hatte sie mit schräg geneigtem Kopf angesehen: Klar, aber er brauche einfach mehr Privatsphäre. Sie empfand dies als Vertrauensverlust; Gerhard indessen schlug sich dieses Mal auf Sebastians Seite und war sogar einverstanden, die Verbindungstür mit einer aufgeklebten Dämmplatte besser gegen Schall zu isolieren, damit Gespräche und Musik von drüben kaum noch hörbar wären. So war Margret eben die letzten zwei-einhalb Jahre auch bei Wind und Wetter durch den Garten gegangen, wenn sie dem Sohn etwas mitteilen oder ihn zum Essen einladen wollte. Auch da hatte er manchmal abweisend reagiert, deshalb hatte sie in letzter Zeit angefangen, ihm jeweils über die Distanz von wenigen Metern eine SMS zu schicken. Das kam ihr zwar absurd vor, aber es schien ihm so lieber zu sein.

Nun betrat sie den Anbau ohne Umweg. Es war ein heller Raum mit drei Fenstern, beinahe leer jetzt. Nur der Lederhocker aus Marokko, ein Geschenk von ihr, war noch da, und darauf lag seine Querflöte. Dass es sie gab, hatte Margret beinahe vergessen. Sebastian war talentiert, und er hatte während einiger Zeit so viel geübt, dass sie gedacht hatte, ihr Sohn könnte Musiker werden. Das war längst vorbei. Wo hatte er die Flöte die ganze Zeit aufbewahrt? Vermutlich im Schrank, der nun zerlegt und wegtransportiert worden war. Ein Bild von Klee hing noch an der Wand, eine kleiner roter Fisch, schwimmend in blau-brauner Steinblocktiefe. Das Bild hatte Sebastian einst gefallen, sie hatte ihm den teuren Druck gekauft, er hatte ihn die letzten Jahre wohl noch aus Pietät hängen lassen. Es begann, sie in der Kehle zu würgen. Dort, wo das Bett gestanden hatte, ent-

deckte sie Staubflusen, die sich beim geringsten Luftzug bewegten, und ein paar gebrauchte Papiertaschentücher. In der Küchenecke stand schmutziges Geschirr, das Sebastian bei ihr ausgeliehen hatte. Sie hatte ihm gesagt, das Saubermachen übernehme sie, und ein Schimmer von Dankbarkeit war über sein Gesicht geglitten. Plötzlich dachte sie an die Nachbarin, an ihre straffe Figur, sie machte ein paar Tanzschritte über den Parkettboden, den Sebastian damals ausdrücklich gewünscht hatte. Sie hatte Platz, drehte sich mehrmals um sich selbst; wie lange hatte sie nicht mehr mit Gerhard getanzt? Mit sechzehn, siebzehn war sie sicher gewesen, dass aus ihr eine Tänzerin würde, eine neue Margot Fonteyn, sie hatte der Mutter abgetrotzt, Ballettstunden zu nehmen, die Posen vor dem Spiegel geübt, sich mit Dehnen und Strecken abgequält. Aber ihr schon fast erwachsener Körper hatte sich gegen Spitzentanz und Spagat gewehrt, sie hatte ihren Traum begraben müssen. Dennoch glitzerte von Zeit zu Zeit etwas davon wieder auf. Vor Jahren hatte sie Gerhard zu einem Tangokurs überredet, bei einem argentinischen Paar, von dem in ihren Kreisen geschwärmt wurde. Nach den ersten Lektionen stieg Gerhard aus, die Bewegungsabläufe waren ihm zu theatralisch. Mit dergleichen beschäftigte er sich lieber in der Theorie. Ihr schien, er sei beim Studium von mittelalterlichen Festivitäten, von Pest und Klosterbau immer mehr vertrocknet, und der Sohn, überaus ernsthaft und in sich gekehrt, wandle schon jetzt auf Vaters Spuren, obwohl er sich ihm in so vielem widersetzte. Beide waren in gewisser Weise unberührbar geworden. Und sie selbst vielleicht auch. Dabei war die Haut ja noch schmiegsam, nahezu faltenfrei, die Männer

hielten sie für jünger, als sie war. Und dass sie die Haare gefärbt hatte, musste keiner wissen; sogar vor Sebastian hatte sie es verborgen. Einige Male war sie noch, ohne Gerhard, zum Tanzkurs gegangen, hatte die Hände von Unbekannten an ihrer Hüfte in Kauf genommen. Doch die Momente des Rausches, der schwerelosen Beschwingtheit waren ausgeblieben. Sie tänzelte ein wenig hin und her, drehte sich mit angewinkeltem Bein um sich selbst. Es ging ja noch, besser, als sie gedacht hatte. Sie durchmaß einige Male in allen Richtungen den Raum, erprobte Pirouetten, bis ihr schwindlig war. Jetzt stand ihr eine leere Tanzfläche zur Verfügung. Sie wurde kühner, versuchte sogar einen Sprung. Lange hatte sie sich nicht mehr so leicht, so beschwingt gefühlt. Doch bald geriet sie außer Atem und musste innehalten. Ein hartes Training unter Anleitung, dachte sie, das wäre nötig, um zumindest einen Teil der ehemaligen Beweglichkeit zurückzugewinnen. Manchmal beneidete sie Angelika um ihren Job als Tanzlehrerin. Aber wäre sie glücklicher, wenn sie sich abmühen würde, unbegabten Mädchen etwas tänzerische Eleganz beizubringen? Denn für eine Solokarriere hätte ihr Talent, wie das von Angelika, nicht gereicht. Da zog sie es doch vor, dem Jungen aus Somalia und den beiden Kindern aus dem Kongo, die ihr ein Hilfswerk vermittelt hatte, unbezahlte Deutschstunden zu geben; außer Atem brachte sie das nicht, höchstens ab und zu an den Rand der Geduld. Es war jedenfalls sinnvoller, als in ihrem Alter noch dem Traum vom Tanzen nachzuhängen. Die beiden Männer im Haushalt hatten sie immer ein wenig belächelt, wenn sie ihre Auftritte als Statistin im Stadttheater erwähnt hatte.

Sie ging zurück in den Wohnraum mit dem Cheminée, den beiden hellen Berberteppichen auf den großen zinn-oberroten Tonplatten, dem ovalen Esstisch aus Kirschbaum, der Sitzgruppe mit dem Corbusier-Sessel, dem Designergestell, auf dessen Glastablaren Foto- und Kunstbände standen, dazwischen eine kleine holzgeschnitzte Madonna aus dem Südtirol, von Gerhard ersteigert. Es war ihr Reich. Gepflegt sei es, sagten Besucher, stilsicher, eine Wohltat fürs Auge. Die Tür zum Anbau ließ sie weit offen, das gab dem Raum ein ganz anderes Aussehen.

In der Küche aß sie, über die Granitablage gebeugt, zwei Croissants, sie ließ große Brosamen fallen und wischte sie mit der Handkante in den Papiersack, in dem sechs weitere Croissants lagen, dann schälte sie einen Schokoladenstengel aus der Folie und aß auch ihn. Einer ist genug, maßregelte sie sich, als sie schon nach dem zweiten greifen wollte, und trank ein Glas Wasser. Danach trug sie die Putzutensilien hinüber in den Anbau, in dem noch ein Hauch von Sebastians Geruch hing. Der Duft der Kleinkinderhaut war Vergangenheit, auch die schweißsige Ausdünstung in der Pubertät, und wenn sie ihm in der letzten Zeit überhaupt nahe gekommen war, hatte sie in der Nase Duschgel oder Aftershave wahrgenommen. In knapp drei Stunden beseitigte sie, beinahe grimmig, alle Spuren, die von Sebastian geblieben waren, sie ließ den Staubsauger heulen, schrubbte den Boden, putzte die Fenster, löste die hässlichen gelben Flecken in Klo und Lavabo mit Kalkentferner auf. Den Lederhocker brachte sie, nachdem sie ihn draußen ausgeklopft hatte, auf den Dachboden, die Querflöte bettete sie in ihrem Kleiderschrank auf Seidenschals, die sie schon für die

nächste Kleidersammlung aussortiert hatte. Nur der kleine rote Fisch blieb, wo er war, und sie wusste nicht, ob sie das Bild aus Wehmut oder Trotz hängen ließ.